

politische Organisation der Arbeiterklasse bleibe, an der „marxistischen Doktrin“ festhalte, und wie das Gerede sonst noch lautet, das unseren Lesern zu bekannt ist, als daß wir sie ausführlich damit behelligen dürften. „Solange die Sozialdemokratie existiert, ist die Herrschaft der Konservativen nicht zu erschüttern.“

Es ist erstaunlich, wie ein Historiker, der am Ende doch die Geschichte seines Vaterlandes kennen muß, solche Sachen zusammenschreiben kann. Der „Moment“, der nach Herrn Delbrück das preussische Junkerregiment in die Luft sprengen soll, ist ja schon einmal dagewesen, vor vierzig Jahren, als die preussische Fortschrittspartei das ganze Abgeordnetenhaus beherrschte und die Arbeiter ihre treue Gefolgschaft leisteten. Heraus kam dabei aber nichts, als daß sich die Fortschrittspartei ebenso von Bismarck nasführen ließ, wie sich heute der Freisinn von Bülow ohrfeigen läßt. Und was hat dann den nächsten Anstoß dazu gegeben, daß sich die deutsche Arbeiterklasse als politische Partei organisierte? Doch nichts anderes als die Weigerung der damaligen Fortschrittspartei, das allgemeine Stimmrecht auch nur als Paradedstück in ihr Programm aufzunehmen. Wenn dies wenigstens erreicht ist, so ist es ein Erfolg der Sozialdemokratie. Vielleicht sagt Herr Delbrück: Dieser Erfolg ist auch danach. Dagegen haben wir gar nichts einzuwenden; wenn das englische Parlament alles kann, nur nicht aus einer Frau einen Mann machen, so kann auch die Sozialdemokratie aus den alten Weibern des Freisinns keine Männer machen. Wir weisen auf diesen Punkt nur hin, um die ganze Sinnlosigkeit der Argumentation klarzustellen, als sei die Existenz der Sozialdemokratie an der preussischen Junkerherrschaft schuld.

Was an ihr schuld ist, das ist die ausnehmende Feigheit und Selbstsucht der deutschen Bourgeoisie, die selbst dann ihre eigenen Interessen preisgibt, um die Interessen der Arbeiterklasse zu verraten, und dann sogar erst recht, wenn sie noch keinen Anlaß hat, die Arbeiterklasse zu fürchten. So im Jahre 1848, so in den preussischen Konfliktjahren. Die Erfahrungen dieser Zeiten zeigen, daß die Bourgeoisie sich ebenso tief oder womöglich noch tiefer unter das Joch der Junker duckt, wenn die Arbeiterklasse ihr willenlose Gefolgschaft leistet, als wenn diese Klasse eine selbständige Politik treibt. Indessen man darf über die Kannegießerei des Herrn Delbrück nicht zu viele Worte verlieren. Wie sich die deutsche Bourgeoisie aus der historischen Entwicklung ausschaltet, hat er selbst famos nachgewiesen als irgendwer, und wer den längeren Atem hat, das preussische Junkertum oder die deutsche Sozialdemokratie, das wird sich ja zeigen.

## Gesunder Menschenverstand und wissenschaftliche Wahrheit.

Eine Erwiderung von M. Egan-Baranowsky.

In einer Artikelserie unter dem Titel „Mathematische Formeln gegen Karl Marx“ hat Boudin in der „Neuen Zeit“ eine ausführliche Kritik meines Buches „Theoretische Grundlagen des Marxismus“ zu geben versucht. Was meine Persönlichkeit betrifft, so ist seine Kritik für mich sehr günstig ausgefallen. Boudin nennt mich einen Meister meiner Wissenschaft, rühmt die

logische Schärfe meiner Deduktionen, der der Betrachtung der Marx'schen ökonomischen Theorie gewidmete Teil meiner Schrift scheint ihm „ein Muster an Klarheit, Bündigkeit und Eindeutigkeit, ganz unähnlich in dieser Beziehung der gewöhnlichen Marxkritik“ zu sein usw. Leider aber haben nach Boudins Meinung diese Vorzüge meiner Betrachtungsweise nicht im mindesten dazu geführt, daß ich etwas Positives geleistet habe. Im Gegenteil: obgleich meine Schrift „einen Stoff zum Nachdenken liefert“, wäre ich gerade durch meine theoretische Schulung gezwungen, zu ganz seltsamen Schlusergebnissen zu kommen, welche nicht nur unhaltbar seien, sondern sogar „äußerste Absurditäten“ bilden. Der Widersinn meiner ganzen Ausführungen scheint Boudin einen solchen Grad zu erreichen, daß er es als seine besondere Aufgabe betrachtet, eine Erklärung zu geben, wie ein Mensch mit gesundem Menschenverstand so etwas behaupten könne, und er erblickt die Ursache des so unerfreulichen Ausfalls meines gewagten Unternehmens, wider Marx aufzutreten, gerade in der inneren Logik der Sache selbst: je logischer meine Schlußfolgerungen waren, desto greller mußte ihre innere Unhaltbarkeit an den Tag kommen.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Aufsätze von Boudin auf die Leser der „Neuen Zeit“ gemacht haben. Es ist aber zu vermuten, daß das Urteil der meisten von ihnen über mein Marxbuch, falls dasselbe ihnen bekannt, nicht günstiger als das von Boudin ausfallen würde. So rühmt zum Beispiel Otto Bauer die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der betreffenden Aufsätze von Boudin und hat gegen seine Ergebnisse nichts einzuwenden. Ich wäre sogar sehr erstaunt, wenn Boudinsche Betrachtungen keinen Beifall bei den Marxisten finden würden. Ich wollte doch durch meine Absatzmärkte- und Krisentheorie etwas Neues in der ökonomischen Wissenschaft sagen; wann war es aber, daß neue Ideen sofort von der Mehrzahl verstanden und angenommen wurden? Sie müssen vielmehr als absurd und widersinnig erscheinen — sie widersprechen ja den herrschenden Anschauungen!

Zugleich klingen alle meine Behauptungen äußerst paradox. Nach meiner Theorie bedarf die kapitalistische Produktion in abstracto keiner menschlichen Konsumtion zur Verwertung ihrer Produkte; der Absatzmarkt für die Produkte der kapitalistischen Industrie kann sich stetig erweitern bei dem gleichzeitigen Rückgang der Nachfrage nach Konsumtionsmitteln usw. Das alles widerspricht am offenkundigsten „dem gesunden Menschenverstand“. Was natürlicher, daß meine Theorie als „äußerste Absurdität“ der Mehrzahl erscheinen muß?

Darum finde ich nichts Unerwartetes oder Unerfreuliches für mich in dem strengen Urteil Boudins über mein Buch. Die Antikritik von Boudin ist ebenso, wie sie sein mußte. Meine Antwort wird aber dadurch außerordentlich erschwert, daß alle Gegenargumente, welche Boudin wider mich hervorhebt, ohne eine einzige Ausnahme, nach meiner Ansicht auf Mißverständnissen beruhen. Nun kann ich aber nicht den Inhalt meiner Schrift wiederholen, welche, wie es scheint, von meinem Kritiker, obgleich er die Klarheit meines Stils rühmt, total unverstanden geblieben ist. Die Schwierigkeit der Abwehr der Angriffe meines Kritikers besteht also für mich darin, etwas in seiner Argumentation zu finden, was eine Grundlage für eine wissenschaftlich fruchtbare Diskussion werden könnte.

Die übliche Methode Boudins in seiner Kritik wird dadurch gekennzeichnet, daß er das meiste, wovon ich in meinen abstrakten Ausführungen ausgehe,

als zulässig anerkennt; auch hat er keine oder fast keine logische Fehler in meiner Argumentation nachzuweisen. Dann aber, als er zum Schluß kommt, findet er das Ganze widersinnig, ohne klar zu machen, wie ganz logische Schlußfolgerungen zu absurden Resultaten führen könnten.

So zeige ich zum Beispiel an einigen Zahlenbeispielen, daß die reale gesellschaftliche Durchschnittsprofitrate dem Mehrwertgesetz, wie es Marx verstanden hat, nicht folgt. Meine Beweisführung ist folgende. Nach der Marxschen Lehre vom Produktionspreise (im 3. Bande des „Kapital“) weichen die realen Warenpreise von den Arbeitswerten ab. Darum fallen die realen Profitraten in einzelnen Produktionszweigen mit den nach dem Mehrwertgesetz gerechneten nicht zusammen. Nehmen wir aber die kapitalistische Wirtschaft als Ganzes, so werden nach der Meinung von Marx die Abweichungen der Produktionspreise von den Arbeitswerten ausgeglichen und die durchschnittliche Profitrate wird zusammenfallen mit der Summe des gesellschaftlichen Mehrwertes (welche in den Profit eingeht), dividiert mit dem Arbeitswert des gesamten gesellschaftlichen (konstanten und variablen) Kapitals. Nun trifft aber dieser Schluß von Marx, wie ich zu beweisen suche, nicht zu: in bezug auf die gesamte kapitalistische Wirtschaft gilt ganz dasselbe, was in bezug auf einzelne Produktionszweige gültig ist. Die reale durchschnittliche Profitrate muß von der nach der Methode von Marx ausgerechneten abweichen.

Ich konstruiere folgende zwei Schemata der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals. Im ersten Schema zeige ich die Sache so, wie sie auf der Oberfläche der kapitalistischen Welt erscheint. Alle Warenverhältnisse werden in Produktionspreisen ausgedrückt. Die Profitrate in allen Produktionsabteilungen wird nach dem kapitalistischen Gesetz der gleichen Profitrate (trotz der Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals) als gleich, und zwar als 25 Prozent, angenommen.

Dann verwandle ich in diesem Schema alle Produktionspreise in entsprechende Arbeitswerte, was dadurch möglich wird, daß ich von der Annahme einer bestimmten Zahl der beschäftigten Arbeiter ausgehe. Professor L. v. Bortkiewicz, welcher ein guter Mathematiker ist, hat meine Methode der Umrechnung der Preise in Werte in mehreren Aufsätzen im „Archiv für soziale Gesetzgebung“ und in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie“ weiter zu entwickeln und sie mathematisch zu begründen versucht.

Nun kommt es vor, daß die durchschnittliche Profitrate im zweiten Schema eine ganz andere ist als im ersten (nämlich ungefähr 30 Prozent, statt wie früher 25 Prozent). Dies Resultat ist mathematisch notwendig — die nach den Produktionspreisen gerechnete durchschnittliche Profitrate muß eine andere sein als die nach den Arbeitswerten gerechnete.

Gegen meine Schemata hat Boudin nichts einzuwenden. Er findet sogar „die ganze Sache so einfach und selbstverständlich“, daß keine Entschuldigung für mich vorliegt, so viel Mühe aufzuwenden, etwas so Nabelingendes zu beweisen. Ist also eine der wichtigsten Marxschen Thesen von mir endgültig widerlegt? Habe ich, wie Professor Bortkiewicz behauptet, „nachgewiesen, daß die Art und Weise, wie Marx die Durchschnittsprofitrate berechnet, nicht stichhaltig ist“? Bei weitem nicht.

„Das Schlimme bei diesen Schemata ist“, sagt Boudin, „daß nicht recht ersichtlich ist, woher ihr Autor die 25 Prozent Profitrate nimmt, da er uns nichts über die Ausbeutungs- oder Mehrwerttrate sagt, während doch von

dieser nach Marx die Profitrate und daher auch die durchschnittliche Profitrate abhängt. Nur dadurch, daß Tugan-Baranowsky vergessen hat, daß nach Marx eine Profitrate nur da sein kann, wenn zuvor eine Mehrwertrate da war, konnte er zu dieser Konstruktion gelangen, die mit der Marxschen Lehre absolut nicht vereinbar ist."

Meine Schemata seien „nicht nur nicht in Übereinstimmung mit Marx konstruiert, sondern sie kollidieren im Gegenteil sogar mit dem Grundgesetz der Marxschen Theorie, daß nämlich die Profitrate und folglich auch die durchschnittliche Profitrate ein Ergebnis und nicht ein Ausgangspunkt ist. Tugan-Baranowsky findet nicht seine Profitrate, wie Marx verlangt, sondern er nimmt sie an. . . . Das zeugt", schließt Boudin, „von einer so jammervollen Verständnislosigkeit für die Marxsche Theorie, daß wir kein Recht hatten, es schweigend zu übergehen. So waren wir gezwungen, unsere Aufmerksamkeit diesem ganz kindischen Versuch, das Marxsche Wertgesetz zu widerlegen, zuzuwenden."

Also kein einziger logischer Fehler wird in meinen Schemata nachgewiesen, das Ganze aber als ein „kindischer Versuch" entschieden abgelehnt. Es lohnt sich vielleicht, hier etwas Halt zu machen. Was ist eigentlich in meinen Schemata „kindisch"? Marx betrachtet die Profitrate als ein Ergebnis des Wertgesetzes; ich aber gehe in meinen Schemata von der Annahme einer bestimmten Profitrate aus und dann stelle ich die dieser Profitrate entsprechenden Wertverhältnisse fest. Mein Unterschied vom Marxschen Verfahren besteht also im folgenden. Marx schildert zuerst die Ursache und dann kommt er zur Wirkung. Ich aber betrachte zuerst die Wirkung und dann komme ich zur Ursache. Eine solche Umkehrung der Marxschen Methode weist nach der Meinung von Boudin auf meine „jammervolle Verständnislosigkeit für die Marxsche Theorie" hin.

Ist dem wirklich so? Ist es in der Tat so „kindisch", von der Betrachtung der Wirkung ausgehend zur Feststellung der Ursache zu gelangen? Mir scheint das im Gegenteil die am meisten übliche und natürliche Methode der wissenschaftlichen Forschung zu sein. Um etwas wissenschaftlich zu erklären, muß man zuerst genau wissen, was zu erklären ist. Die erste Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft besteht in der Beschreibung der wirtschaftlichen Erscheinungen. Dann kommt der zweite Schritt: die Erklärung dieser Erscheinungen, das heißt das Feststellen der ursächlichen Zusammenhänge, der wirkenden Kräfte, welche diese Erscheinungen hervorrufen. Mein erstes Schema ist nichts anderes als eben diese Beschreibung der zu erklärenden Erscheinungen. Sie stellt die Wirklichkeit dar, wie sie jedem Beobachter erscheint. Ich nehme eine bestimmte Profitrate an, ohne mich zu kümmern, wie diese Profitrate auf Grund des Wertgesetzes (im Sinne von Marx) entsteht, da eine bestimmte Profitrate immer da ist; sie ist eben die empirische Tatsache, welche zu erklären ist. Daß diese Profitrate gleich als 25 Prozent angenommen wird, das ist die Sache der Willkür. Sie konnte auch gleich 10 oder 20 oder 30 Prozent unterstellt werden — meine Beweisführung hängt davon nicht im mindesten ab. Eine gewisse Größe muß sie allerdings sein.

Das ist also der wahre Sinn meines ersten Schemas. Nun gehe ich zu meinem zweiten Schema über. Die Produktionspreise werden in Arbeitswerte umgewandelt — hinter den Preisen stecken ja die Arbeitswerte, welche an der Oberfläche der kapitalistischen Erscheinungen nicht zu sehen sind. Diese Um-

wandlung wird folgendermaßen ausgeführt. Es wird vorausgesetzt, daß eine gewisse Anzahl der Arbeiter an der Produktion teilnimmt. Diese Annahme bildet die Brücke, um aus der Welt der Preise (der Wirkungen) in die Welt der Arbeitswerte (der Ursachen, im Sinne von Marx) zu gelangen. Die vorausgesetzte Zahl der Arbeiter ist eine ebenso willkürliche Annahme wie die Höhe der Profitrate. Aber was nicht willkürlich ist, das ist die Tatsache, daß diese oder jene allerdings bestimmte Anzahl der Arbeiter an der gesellschaftlichen Produktion teilnimmt. Und so komme ich zu meinem zweiten Schema, worin alles in Arbeitsverhältnissen erscheint.

Die Vergleichung dieser beiden Schemata zeigt — und das ist der Sinn und das Ziel dieser schematischen Konstruktionen —, daß die Durchschnittsprofitraten in beiden Schemata verschiedene sind. Nach der Marxschen Theorie müßten sie in beiden Schemata (welche dieselbe ökonomische Erscheinung darstellen, einmal als Produktionspreis, im ersten Schema, dann als Arbeitswert, im zweiten Schema) dieselben sein. Es wird also bewiesen, daß Marxsche Profittheorie in dieser Beziehung falsch ist, daß nämlich die Durchschnittsprofitrate, in Preisverhältnissen ausgedrückt (also die reale Profitrate, wie sie in der kapitalistischen Wirklichkeit erscheint), eine andere sein muß als die in Arbeitswerten ausgedrückte, nach der Marxschen Methode ausgerechnete.

Das wird durch meine Schemata unbestreitbar bewiesen — und wenn Boudin das nicht einsieht, so nur deshalb, weil der innere Sinn meiner analytischen Methode ihm ganz ent schlüpft. Er versteht nämlich nicht, wozu ich alle meine Schemata konstruiere. Es scheint ihm alles in ihnen willkürlich zu sein. Nun ist in der Tat in ihnen vieles willkürlich. Es ist, wie gesagt, willkürlich, daß die Profitrate als 25 Prozent, daß die Zahl der beschäftigten Arbeiter gerade so groß, daß die organische Zusammensetzung des Kapitals gerade so hoch angenommen wird usw. Noch vieles in meinen Schemata ist durch und durch willkürlich. Aber das eine ist nicht willkürlich, sondern mathematisch notwendig — der Schluß, welcher aus der Vergleichung beider Schemata hervorgeht, die Verschiedenheit der Profitraten in beiden Schemata. Das ist das allgemeingültige Ergebnis meiner willkürlichen Konstruktionen.

Man kann zu diesem Ergebnis auch auf kürzerem Wege kommen, ohne Beihilfe der schematischen Konstruktionen, und zwar in mehr abstrakter mathematischer Form. Wir bezeichnen als P und K die respektiven Arbeitswerte des gesamten gesellschaftlichen Produktes und des gesamten gesellschaftlichen Kapitals, als  $P_1$  und  $K_1$  ihre respektiven Produktionspreise. Die gesellschaftliche Durchschnittsprofitrate, in Arbeitswerten ausgedrückt, ist als  $\frac{P-K}{K}$

zu bezeichnen, in Produktionspreisen — als  $\frac{P_1 - K_1}{K_1}$ . Marx behauptet,

daß  $\frac{P-K}{K} = \frac{P_1 - K_1}{K_1}$ . Eine solche Gleichung setzt aber mathematisch voraus,

daß  $P:K = P_1:K_1$  — gilt das letzte nicht, so kann auch das erste nicht gelten. Die von Marx behauptete Gleichung ist also nur in dem Falle als richtig anzuerkennen, wenn der Arbeitswert des gesellschaftlichen Produktes sich zum Arbeitswert des gesellschaftlichen Kapitals ebenso verhält wie der Produktionspreis des gesellschaftlichen Produktes zum Produktionspreis des gesellschaftlichen Kapitals. Diese letzte Gleichung hat aber, der Marxschen Theorie der Produktionspreise zufolge, zur ökonomischen Voraussetzung, daß

die organische Zusammensetzung des Kapitals in der Produktion von P (des gesamten gesellschaftlichen Produktes) dieselbe ist wie in der Produktion von K (des gesellschaftlichen Kapitals). Nun aber gibt es für so etwas keinen ökonomischen Grund; tatsächlich ist die organische Zusammensetzung in den verschiedenen Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion, wie Marx selbst anerkennt, verschieden. Also hat die von Marx behauptete Gleichung  $\frac{P-K}{K} = \frac{P_1 - K_1}{K_1}$  keine reale Geltung — in Wirklichkeit muß  $\frac{P-K}{K}$  größer oder kleiner sein (je nach der Zusammensetzung des Kapitals in der Produktion von P und K) als  $\frac{P_1 - K_1}{K_1}$ .

Ich zweifle nicht, daß Boudin auch diese Beweisführung meines Grundjages „kindisch“ finden wird. Aber die Mathematik und Logik haben ihre innere Kraft, und ich verliere nicht die Hoffnung, daß früher oder später auch Boudin seine Meinung ändern wird.

Mit dem gleich großen Verständnis meiner Argumente kritisiert Boudin meine anderen Ausführungen. Ich behaupte unter anderem, daß das von Marx so genannte „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate“ ein falscher Schluß aus der Arbeitswerttheorie ist. Das suche ich auf folgende Weise zu beweisen. Zudem ich mich auf die Grundlage der Marxschen Werttheorie stelle, zeige ich, daß die Verdrängung der Arbeiter durch die Maschinen in keinem Falle eine fallende Tendenz der Profitrate erzeugen kann. Gewiß hat diese Verdrängung die Tendenz, den Arbeitswert des Profits (auf dieselbe Masse des Kapitals gerechnet) herabzusetzen. Da aber dies Moment mit der Steigerung der Produktivität der Arbeit gleichbedeutend ist, also mit der Abnahme des Arbeitswertes einer Einheit des Produktes — also auch desjenigen Produktes, das als Kapital fungiert —, so verringert sich gleichzeitig mit dem Rückgang des Arbeitswertes des Profits auch der Arbeitswert des Kapitals, auf das dieser Profit bezogen wird. Damit fällt aber der Grund für die fallende Tendenz der Profitrate (der Relation des Profits zum Kapital) weg. Vielmehr entsteht auf Grundlage der Ersetzung der lebendigen Arbeit durch die Produktionsmittel eine steigende Tendenz der Profitrate infolge der Steigerung der Arbeitsproduktivität. Dies alles wird von mir an einem Zahlenbeispiel illustriert. (Ein strengerer, allgemeingültiger Beweis ist in meinem Buche „Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England“ zu finden.)

Nun hat aber Boudin hier auch gegen die Konstruktion meiner Schemata etwas zu sagen. Er findet nämlich bei mir einen mathematischen Fehler auf, der zwar die Beweisraft meines Schemas nicht aufhebt (da auch nach dem Korrigieren meines „Fehlers“ die Profitrate nach der Ersetzung der Arbeiter durch die Produktionsmittel höher bleibt als zuvor), der aber für sich genommen doch ein Fehler bleibt. Die Frage dieses von Boudin aufgedeckten „Fehlers“ ist aber deshalb interessant, weil sie für das Verständnis der Marxschen Werttheorie durch den Marxisten Boudin bezeichnend ist. Ich nehme nämlich folgendes an: Bleibt die Zahl der beschäftigten Arbeiter dieselbe und wird der Arbeitswert des konstanten Kapitals (welches nach der Voraussetzung jährlich umschlägt) um hundert Werteinheiten größer, so nimmt der Produktivwert des folgenden Jahres um hundert Werteinheiten zu. Das bildet eben die Grundlage der Marxschen Werttheorie — daß der Wert des verbrauchten Teiles des konstanten Kapitals im Werte des Produktes unverändert erscheint.

Nun ist aber Boudin anderer Meinung. Mein Schema beruht auf der Annahme, daß der Wert jeder Einheit des konstanten Kapitals (als einer bestimmten Masse der Produktionsmittel) infolge der Erhöhung der Arbeitsproduktivität nach der Ersetzung der Arbeiter durch die Produktionsmittel geringer wird. Dagegen hat Boudin nichts einzumenden, aber er denkt, daß wenn der Wert einer Einheit des Kapitals sinkt, so muß auch der Wert des gesellschaftlichen Gesamtproduktes sinken. Er behauptet, daß der Wert des gesellschaftlichen Produktes bei derselben Zahl der beschäftigten Arbeiter und bei der Zunahme des jährlich umschlagenden konstanten Kapitals um hundert Werteinheiten derselbe bleiben muß wie zuvor, als ob das konstante Kapital keine Zunahme erfahren hätte. Also der Wert des konstanten Kapitals gehe gar nicht in den Wert des gesellschaftlichen Produktes ein!

Es ist leicht zu verstehen, was Boudin zu diesem seltsamen Schlusse geführt hat. Ich behaupte, daß jede Steigerung der Arbeitsproduktivität zum Rückgang des Wertes einer bestimmten Masse, einer Einheit des Kapitals notwendig führen muß; zugleich gehe ich in der Konstruierung meines Schemas von der Voraussetzung aus, daß die Erhöhung der Arbeitsproduktivität keinen Einfluß auf den Arbeitswert des gesamten erzeugten gesellschaftlichen Produktes ausübt, da dieser letztere einzig und allein von der Masse der zur Produktion aufgewandten Arbeit, nicht aber von deren Produktivität abhängt. Die zusätzliche Aufwendung der Arbeit zur Produktion der Produktionsmittel muß also im folgenden Jahre den Arbeitswert des gesamten Produktes vermehren trotz des Sinkens des Arbeitswertes jeder Einheit des Kapitals.

Boudin aber meint, daß der letztere Umstand auch das Sinken des Arbeitswertes des gesamten Produktes zur Folge haben muß. „Es ist eine wirklich wundervolle Methode der Buchführung“, sagt er, „nach der auf der einen Seite des Hauptbuchs die Werte zusammenschmelzen und zugleich das Kapital anwächst, während dieselben Werte auf der anderen Seite wieder feste Formen annehmen, dort leibhaftig den Profiten hinzugezählt werden, so daß die Profite anschwellen und die vom Geschäft abgeworfene Profitrate einen glänzenden Eindruck macht!“ Nur ist es nicht meine, sondern Marxsche Methode. Boudin vergißt die Marxsche Werttheorie. Dieser Theorie gemäß ist der Wert des gesamten gesellschaftlichen Produktes völlig unabhängig von der Veränderung des Wertes dieser oder jener seiner Teile, sondern er wird einzig und allein durch das Quantum der auf seine Produktion aufgewandten Arbeit bestimmt. Wird also das Quantum dieser Arbeit größer (und das gilt für den vorliegenden Fall, da die Zahl der jährlich beschäftigten Arbeiter unverändert bleibt, aber die Menge der auf die Produktion des konstanten Kapitals verausgabten Arbeit auf hundert Werteinheiten größer wird), so muß auch der Wert des Produktes entsprechend zunehmen.

Freilich aber hat die Frage über meinen vermeintlichen Fehler keine direkte Beziehung zur Beweisraft meiner Schemata, da diese auch nach dem „Korrigieren“ von Boudin meine These aufrecht halten. „Nicht in Tugan-Baranowskys Ziffern“, sagt Boudin, „liegt sein Hauptirrtum. Auch wenn seine Ziffern korrekt wären, würde sein Beweis ebenso trügerisch sein. Sein Irrtum liegt vielmehr in seiner Methode; diese gestattet ihm, ganz nach Belieben Annahmen zu machen und Ziffern zu benutzen, sofern sie nur mathematisch korrekt sind, und damit soziale Phänomene zu beweisen; aber er vergißt dabei ganz, daß man soziale Gesetze nicht mit logischen und mathematischen

Formeln und Berechnungen beweisen kann, von sozialen Phänomenen ganz zu schweigen."

Ich bestreite nicht, daß meine Ergebnisse mit meiner Methode in direktem Zusammenhang sind. Worin besteht aber meine Methode? Welchen methodologischen Sinn haben meine Schemata, mit deren Hilfe ich zu so sonderbaren Schlüssen komme?

Eine wichtige Ursache des unerfreulichen Standes der ökonomischen Theorie ist meiner Ansicht nach darin zu suchen, daß bei der Entscheidung der ökonomischen Fragen der innere Zusammenhang, der zwischen allen Teilen der gesellschaftlichen Wirtschaft besteht, immer vergessen wird. Handelt es sich zum Beispiel um die Frage des Umfanges des Absatzmarktes, so wird nur der Umfang des Marktes für die Konsumtionsmittel berücksichtigt; die Nachfrage nach Produktionsmitteln und der innere Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion bleiben außer acht. Untersucht man die Kapitalakkumulation, so wird die dadurch bedingte Verschiebung der gesellschaftlichen Nachfrage nach Produktions- und Konsumtionsmitteln ignoriert. Die Fragen der Veränderung der gesellschaftlichen Profitrate werden am Beispiel eines einzigen Industriezweigs oder sogar eines einzigen Unternehmens betrachtet, obschon jede Veränderung in den Bedingungen der Profitbildung in einem Industriezweig komplizierte Veränderungen in den Verwertungsbedingungen anderer Industriezweige zur Folge hat usw. Ich glaube aber, daß alle solche Fragen nur dann eine befriedigende Lösung erhalten können, wenn das Ganze der kapitalistischen Wirtschaft, nicht dieser oder jener Teil derselben, untersucht wird.

Nun haben aber die Zusammenhänge der verschiedenen Teile der gesellschaftlichen Wirtschaft einen quantitativen Charakter. Jede Verschiebung in der Einteilung der gesellschaftlichen Produktion ändert die Einteilung der gesellschaftlichen Nachfrage nach diesen oder jenen Produkten, ruft einen entsprechenden Zuwachs in der Nachfrage nach einigen Produkten hervor und einen entsprechenden Rückgang in der Nachfrage nach anderen Produkten. Alle diese quantitativen Veränderungen sind im Auge zu behalten. Wie können aber diese quantitativen Zusammenhänge in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung anders erfaßt werden als mit Hilfe der Mathematik?

Dabei darf man die Frage nicht nutzlos komplizieren. Es ist gar nicht nötig, solche Probleme immer in abstrakter algebraischer Form zu behandeln. Größtenteils ist es möglich, auch ohne Hilfe der höheren mathematischen Analyse diese endgültig zu lösen, da es sich um quantitative Zusammenhänge im Grunde sehr einfacher Art handelt.

Auf diese Weise kam ich zur folgenden Methode der ökonomischen Analyse. Ich setzte ein fiktives Zahlenbeispiel voraus, das das Ganze der kapitalistischen Wirtschaft darstellen soll. Die gesellschaftliche Produktion teile ich in drei Abteilungen ein: 1. Produktion der Produktionsmittel (des konstanten Kapitals), 2. Produktion der Lebensmittel der Arbeiterklasse (des variablen Kapitals) und 3. Produktion der Lebensmittel der Kapitalistenklasse. Jede Abteilung der gesellschaftlichen Produktion besteht wieder aus drei Gliedern: aus den verausgabten Produktionsmitteln (konstantem Kapital), aus den verausgabten Arbeitslöhnen (variablem Kapital) und aus dem erzeugten Mehrwert. So erhalte ich ein Schema der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals und der Verwertung des gesellschaftlichen Produktes — des Ganzen der kapitalistischen

Wirtschaft. Jedes erzeugte Produkt findet seinen Absatz in dieser oder jener Sphäre der gesellschaftlichen Produktion oder Konsumtion — die gesamte Summe des gesellschaftlichen Angebots befindet sich im vollkommenen Gleichgewicht mit der gesamten Summe der gesellschaftlichen Nachfrage.

Ein solches Schema ist unentbehrlich, um etwas verwickelte Verwertungsbedingungen der gesellschaftlichen Produkte zu veranschaulichen. Nach meiner Meinung müssen solche Schemata die Grundlage der abstrakten ökonomischen Analyse werden. Handelt es sich um die Frage, wie dies oder jenes Phänomen auf die Verwertungsbedingungen der kapitalistischen Wirtschaft wirkt, so ist es geradezu unmöglich, die Frage zu beantworten ohne Hilfe eines solchen Schemas, das alle Zusammenhänge der kapitalistischen Produktion und Konsumtion in bestimmten Größen darstellt. Und wenn die ökonomische Theorie bisher in so vieler Hinsicht so unbefriedigend ist, so ist die Ursache dafür bis zu einem gewissen Grade darin zu suchen, daß sie bisher diese Methode — der schematischen Konstruktion des Ganzen der gesellschaftlichen Wirtschaft — fast gar nicht benutzt hat.

Darum hätte ich einigen Grund, stolz zu sein, wäre diese Methode meine eigene originelle Leistung, wie es Boudin zu denken scheint. Leider ist dem nicht so. Der erste, der diese Methode in unsere Wissenschaft eingeführt hat, war kein anderer als der geniale Vater der modernen politischen Ökonomie, der Verfasser des „Tableau économique“, Duesnay. Das „Tableau économique“ war nichts anderes als ein solches Schema des Ganzen der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion. Und eben die Bedeutung der methodologischen Neuerung einer solchen schematischen Konstruktion bewog Marx zu seiner Äußerung, daß das „Tableau économique“ „der genialste Einfall sei, dessen sich die politische Ökonomie bisher schuldig gemacht hat“.

Nun hatte Marx seine guten Gründe, die Leistung von Duesnay so hoch zu schätzen. Denn eben Marx war es, der nach mehr als hundert Jahren wieder denselben Weg gegangen ist, den Duesnay zuerst betreten hat. Die physisokratische Methode — der schematischen Darstellung der quantitativen Zusammenhänge der kapitalistischen Wirtschaft — war dazwischen ganz in Vergessenheit geraten. Weder Smith noch Ricardo, noch irgend ein anderer Ökonom hat nach Duesnay und vor dem Erscheinen des zweiten Bandes des „Kapital“ je versucht, dem Beispiel des großen Physiokraten zu folgen. Marx war es bestimmt, die Methode von Duesnay in die Wissenschaft wieder einzuführen. Der zweite Band des „Kapital“ bildet bekanntlich die reife Frucht des Marxschen Genius. Und gerade in dieser letzten Marxschen Arbeit finden wir seine berühmten Schemata der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals, die ein würdiges Pendant zu dem „Tableau économique“ bilden.

Im dritten Bande des „Kapital“ ist aber keine Spur dieser Methode zu bemerken; das ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, daß der dritte Band eine frühere Arbeit von Marx ist als der zweite. Darum wird im dritten Bande die Analyse der Verwertungsbedingungen des Kapitals, die im zweiten Bande zu finden ist, ganz ignoriert, und die Schemata des zweiten Bandes sind ohne Abschluß geblieben.

Nun sind meine Schemata nichts anderes als die Marxschen Schemata der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals mit einer einzigen Änderung: Marx teilt die kapitalistische Produktion in zwei Abteilungen ein — der Produktion der Produktions- und der Konsumtionsmittel —, während ich dieselbe in drei

Abteilungen teile — in die der Produktion der Produktionsmittel, der Konsumtionsmittel der Arbeiterklasse und der Konsumtionsmittel der Kapitalistenklasse. Diese Änderung ist bei weitem nicht so wichtig, daß ich die von mir benutzte Methode als meine eigene originelle Tat betrachten könnte. Ich stehe auf den Schultern eines anderen — nämlich von Marx —, und obgleich ich kein orthodoxer Marxist bin, so glaube ich doch mit nicht geringerem Rechte Marx meinen Lehrer nennen zu können, als viele orthodoxe Marxisten ihn nennen.

Darum ist alle Ironie Boudins in bezug auf meine Schemata und meine Methode nicht gegen mich, sondern gegen Marx zu richten: geradezu alles, was Boudin in meinen Schemata zu tadeln hat, trifft auf Marx'sche Schemata nicht minder zu. Alle Ziffern in meinen Schemata sind willkürlich — ebenso wie die Ziffern von Marx; ich mache in meinen Schemata sehr viele Annahmen, die der Wirklichkeit nicht im mindesten entsprechen — aber dasselbe gilt auch von den Marx'schen Schemata usw.

Es lohnt sich aber vielleicht, ein wenig bei der Frage zu verweilen, welche wissenschaftliche Gültigkeit solchen schematischen Konstruktionen beizumessen ist. Sie sind in vieler Beziehung ganz willkürlich und müssen in mehreren Beziehungen von der Wirklichkeit abweichen. Das letztere deshalb, weil ihr Ziel eben in der Vereinfachung der Wirklichkeit besteht; es muß also in ihnen von allen Umständen abstrahiert sein, die für das zu untersuchende Phänomen irrelevant sind. Das zu untersuchende Phänomen soll von allen Nebenumständen isoliert sein, die der realen Wirklichkeit anhaften. Aber diese Isoliermethode soll natürlich nicht so weit geführt sein, daß das zu untersuchende Phänomen oder irgend etwas, was mit demselben im Zusammenhang steht, wegfällt.

Ist aber dabei auch vieles die Sache der Willkür, so doch nicht alles. Notwendig sind die Veränderungen in anderen Gliedern eines solchen Schemas durch die Veränderung eines Gliedes derselben bewirkt. Das Schema zeigt die Grenzen des Möglichen innerhalb eines bestimmten Wirtschaftssystems; es zeigt zum Beispiel, wie hoch die Durchschnittsprofitrate sein kann im Falle einer Veränderung der Bedingungen der Profitbildung oder wie sich die gesellschaftliche Nachfrage nach diesem oder jenem Produkt verändert im Falle eines bestimmten Wechsels der Bedingungen der Kapitalakkumulation usw. Alle solche Schlüsse haben eine objektive Gültigkeit. Das Schema beweist zum Beispiel, daß unter vorausgesetzten Annahmen es mathematisch unmöglich ist, daß die Profitrate eine gewisse Größe überschreitet; zugleich zeigt es, daß unter diesen Annahmen die Profitrate gerade so hoch sein muß. So ermöglichen solche Schemata, zu exakten Ergebnissen über die Gesetze der sozialen Wirtschaft zu kommen. Zwar sind diese Ergebnisse nur in abstracto richtig; das gilt aber für alle Sätze der abstrakten ökonomischen Theorie.

Diese Methode der schematischen Betrachtung des Ganzen der gesellschaftlichen Wirtschaft ist also nichts anderes als die Weiterentwicklung der üblichen Isolierungsmethode, der üblichen abstrakten Deduktion der politischen Ökonomie. Nun beruht aber die gesamte ökonomische Theorie auf der Benutzung dieser Methode.

Hätte Boudin das alles richtig verstanden, so könnte er nicht Einwendungen, die bei ihm zu finden sind, gegen meine Schemata machen. Ich versuche natürlich meine schematischen Konstruktionen nicht nutzlos zu komplizieren. Alles, was

mit dem zu untersuchenden Moment in keinem Zusammenhang steht, soll auch im Schema keinen Platz finden. Untersuche ich den Einfluß der Ersetzung der Arbeiter durch die Produktionsmittel auf die Profitrate (was nach Marx' Meinung das Fallen der Profitrate zur Folge haben muß), so konstruiere ich das Schema, worin von der Kapitalakkumulation als von einem beständigen Prozeß der kapitalistischen Entwicklung abstrahiert wird. Um den Einfluß der Anlage zusätzlicher Produktionsmittel zu erforschen, nehme ich an, daß keine andere Kapitalakkumulation außer der durch diesen Prozeß verursachten stattfindet. Natürlich könnte man das zu untersuchende Phänomen auch unter der Annahme beständiger Kapitalakkumulation analysieren. Das Ergebnis könnte kein anderes sein, da die Höhe der Profitrate vom Moment der Kapitalakkumulation (falls diese auf die Bedingungen der kapitalistischen Aneignung des Mehrwertes nicht einwirkt) nicht abhängt, aber das Schema würde ganz ohne Nutzen viel komplizierter werden. Darum ist es zweckmäßig, den bezeichneten Prozeß unter der Annahme, daß keine Kapitalakkumulation stattfindet außer die durch die Anlage neuer Produktionsmittel bedingte, zu untersuchen.

Man ist dieser Umstand zur Ursache verschiedener Mißverständnisse meines geehrten Kritikers geworden. Zuerst verlangt er von mir kategorisch die Antwort auf die Frage: „Was bewog die Kapitalisten zu dieser sonderbaren Handlungsweise? (Zum Nichtakkumulieren ihres Kapitals. M. L. B.) Warum beraubten sie sich zu einer Zeit, wo ihr Verdienst verhältnismäßig klein war, und vergeudeten dann alle ihre Profite, als sie groß wurden? Eine geschäftliche Notwendigkeit, das zu tun, lag augenscheinlich nicht vor.“

Gewiß nicht. Die Boudinsche Frage ist nicht schwer zu beantworten. Ich habe meine fingierten Kapitalisten selbst bewogen, ihre Profite zu vergeuden, da dies für meine Ziele paßte. Hätten sie eine andere Handlungsweise befolgt, so hätte ich Kapitalakkumulation in meine Schemata einschließen müssen, was diese noch schwerfälliger gemacht hätte. Da aber die Kapitalakkumulation an und für sich keine Wirkung auf die Profitrate ausübt, so hatte ich das wissenschaftliche Recht, meinen Kapitalisten eine so sonderbare Handlungsweise vorzuschreiben. Ist Boudin anderer Meinung, so mag er versuchen, die Kapitalakkumulation in meine Schemata einzuführen — und er wird sehen, daß, was die Höhe der Profitrate betrifft, alles beim alten bleiben wird.

Dann findet Boudin eine andere Absonderlichkeit in dem betreffenden Schema: ich setzte in ihm voraus, daß die Zusammensetzung des Kapitals in allen drei Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion dieselbe ist. „Nun aber“, sagt mein Kritiker, „zehn Seiten vorher, als es gerade in seinen Kram paßte (bei der Betrachtung der Bildung einer gleichmäßigen Profitrate) wußte Luga-Baranowsky ganz genau, daß die Zusammensetzung des Kapitals in den drei Abteilungen der Produktion nicht die gleiche ist. Damals wußte er, daß in den gegenwärtigen kapitalistischen Produktionsprozessen die Zusammensetzung des Kapitals in der ersten Abteilung am höchsten, in der dritten Abteilung am niedrigsten ist, aber jetzt scheint das vollkommen vergessen zu sein.“

Hätte ich die Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals in verschiedenen Produktionsabteilungen vergessen, so wäre ich nur dem Beispiel von Marx gefolgt: auch er konstruiert alle seine Schemata im zweiten Bande des „Kapital“ in der Annahme, daß die Zusammensetzung des Kapitals in allen Produktionsabteilungen die gleiche ist. In den Augen eines Marxisten wie

Boudin sollte also meine Schuld nicht so groß erscheinen. Aber natürlich hatte ich einen guten Grund für mein Verfahren. In früheren Schemata habe ich die Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals in verschiedenen Produktionsabteilungen vorausgesetzt, da es sich um die Frage handelte, wie gerade diese Verschiedenheit auf die Preisbildung einwirkt. In meinen neuen Schemata handelt es sich um eine andere Frage: Welchen Einfluß hat der Wechsel der durchschnittlichen Zusammensetzung des Kapitals auf die durchschnittliche Profitrate. Die Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals in diesem Falle anzunehmen, hieße das Schema nutzlos komplizieren. Boudin ist aber, wie es scheint, anderer Meinung: er denkt, daß unter einer solchen Annahme ich zu anderen Resultaten über die Höhe der Profitrate kommen müßte. Nun, er mag das beweisen und ein neues Schema konstruieren, in dem die Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals berücksichtigt wird. Leider aber ist es sicher, daß es eine ganz nutzlose Arbeit wird. Auch Boudin wird keine andere als die von mir berechnete Profitrate erhalten. Natürlich aber kann er nicht erwarten, daß ich diese nutzlose Arbeit an seiner Stelle vollbringe und Duzende neuer Schemata nach seinem Rezept konstruiere.

Es lohnt sich nicht, alle anderen „Absonderlichkeiten“, die Boudin in meinen Schemata auffindet, besonders zu betrachten. Sie sind alle derselben Art wie die schon betrachteten. Gehen wir „zur Wurzel des ganzen Übels“ über, dazu, was nach Boudins Meinung meinen Hauptirrtum bildet. Dieser besteht darin, daß in meinen Schemata das Kapital der Kapitalisten, nachdem diese einen großen Teil ihres Profits erspart und akkumuliert haben, am Ende seinem Werte nach nicht größer, sondern kleiner geworden ist. Das ist das absurde Ergebnis meiner Schemata, was Boudin in seinen Augen berechtigt, meine Schemata insgesamt als „schimärisch in ihrer Konzeption und verkehrt in ihrer Anwendung“ zu verwerfen.

Meine Schemata sollen beweisen, daß das kapitalistische Sparen nicht zur Akkumulation des Kapitals, sondern zur Zerstörung des Kapitals führt. „Nach diesen klug ausgedachten Schemata würden die Kapitalisten durch fortgesetztes Sparen sehr bald vom Erdboden verschwinden, da das Kapital immer mehr abnimmt. . . Und das alles“, ruft mein empörter Kritiker aus, „angesichts des enormen Anwachsens des Kapitals während der kapitalistischen Ära, und besonders in den letzten Jahren! Wahrlich wunderbar!“

Die Wurzel des ganzen Übels besteht also wieder darin, daß in meinen Schemata von der Kapitalakkumulation abstrahiert wird — und Boudin schließt daraus, daß ich dieselbe leugne. Mit demselben Rechte könnte er die Entdeckung machen, daß der Unterschied des fixen und des zirkulierenden Kapitals Marx unbekannt geblieben ist, da Marx in seinen Schemata der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals voraussetzt, daß beide Arten des Kapitals jährlich gleichmäßig umschlagen. Das Abstrahieren von einem Moment ist Boudin mit der Leugnung dieses Momentes gleichbedeutend. Wahrlich wunderbar! kann ich mit den Worten meines Kritikers ausrufen.

Es bleibt aber zu erklären, auf welche Weise die sonderbaren Ergebnisse meines Schemas herauskommen. Warum wird das Kapital nach dem Akkumulieren eines Teiles des Profits seinem Werte nach nicht größer, sondern kleiner? Die Sache ist höchst einfach, und ich bin wahrlich erstaunt, daß Boudin sie nicht verstanden hat. Die Einführung neuer Produktionsmittel wird nach meiner Annahme von einer starken Zunahme der Arbeitsproduktivität begleitet.

Der Arbeitswert jeder Einheit des Produktes (also auch einer Einheit des Kapitals) wird bedeutend kleiner. Darum kostet das gesamte neue, jeiner Masse nach gewachsene Kapital weniger Arbeit als das frühere, jeiner Masse nach kleinere Kapital. Die Kapitalisten haben an den Produktionskosten ihres Kapitals so viel erspart, daß der Wert ihres gesamten als Masse angewachsenen Kapitals kleiner geworden ist. Sie haben aber darin — trotz aller Versicherungen Boudins von dem Ruin der Kapitalisten — nicht nur nichts verloren, sondern sehr viel gewonnen, da der Rückgang des Wertes ihres Kapitals eben die Zunahme ihres Profits bedeutet: je weniger kostspielig die Produktionsmittel werden, desto größer wird das reine Produkt, das den Kapitalisten nach der Deckung aller Produktionskosten übrig bleibt. Der Gewinn der Kapitalisten an der Verminderung ihres Kapitals hat ebensowenig etwas Besonderliches in sich wie der Gewinn der Kapitalisten an der Herabsetzung der Löhne, die das Lohnkapital, *ceteris paribus*, verringert. (Auch das erregt das Erstaunen Boudins, der es mir als Absurdität vorwirft, daß in meinen Schemata der Rückgang des Lohnkapitals als ein Gewinn der Kapitalisten erscheint.)

So weit Boudin. Auch Otto Bauer versucht das Marxsche Gesetz der fallenden Profitrate gegen meine Kritik aufrecht zu halten. Sein Argument ist höchst einfach und besteht in der Behauptung, daß „das Sinken der Profitrate die empirische Erscheinungsform des Sinkens der Größe  $\frac{W}{P}$  ist“, worin unter W das Wertprodukt verstanden wird und unter P — der Produktwert. „Wenn Tugan-Baranowsky das Sinken der Profitrate widerlegen will, mag er nachweisen, daß das Gesetz des Sinkens von  $\frac{W}{P}$  unwichtig ist.“ Nun glaube ich das in meinen Schemata in nuce nachgewiesen zu haben und brauche nicht dasselbe, was ich gegen Boudin gesagt habe, noch einmal gegen Bauer zu sagen. Warum glaubt Bauer, daß das Sinken von  $\frac{W}{P}$  ein „Gesetz“ ist? Er stellt keine theoretischen Gründe dafür auf. Es scheint ihm etwas selbstverständlich zu sein. Es ist aber bei weitem nicht selbstverständlich, sondern in der abstrakten Form (bei dem Abstrahieren vom Moment der Veränderung der Umschlagszeit des Kapitals) ganz falsch. Bauer übersieht nämlich, daß jede Steigerung der Arbeitsproduktivität den Arbeitswert des konstanten Kapitals verringert, weshalb bei dem relativen Rückgang des (auf dieselbe Masse der Produktionsmittel gerechneten) Wertproduktes die Relation  $\frac{W}{P}$  keine Tendenz zum Fallen aufweist. Andere Einwendungen von Bauer erlaube ich mir nicht besonders zu betrachten, da dieselben schon in meiner Antwort an Boudin, wie ich glaube, erledigt sind.

Ich kehre zurück zu Boudin. Mein am meisten paradoxer Grundsatz besteht in der Behauptung, daß im kapitalistischen Wirtschaftssystem der Umfang des Absatzmarktes vom Umfang der gesellschaftlichen Nachfrage nach den Konsumtionsmitteln nicht abhängt, und daß die gesellschaftliche Produktion und Konsumtion in diesem System sich in den entgegengesetzten Richtungen bewegen können ohne jegliche Störung des Verwertungsprozesses des Kapitals. Auch diese Lehre kann ich nur bis zu einem gewissen Grade als meine originelle Leistung betrachten, da sie im Kern schon im zweiten Bande des „Kapital“

enthalten ist. Sie bildet ein logisch notwendiges Ergebnis der Marx'schen Analyse der Reproduktionsprozesse des Kapitals. Freilich hat Marx diese nie formuliert und war sich, wie es scheint, dieser Theorie sogar nicht bewußt, was mir ein Recht gibt, sie als meine eigene zu beanspruchen.

Vom Standpunkt des sogenannten gesunden Menschenverstandes erscheint diese Lehre als offenkundige Absurdität. Ich glaube aber, daß sie zugleich eine unbestreitbare wissenschaftliche Wahrheit ist.

Die Unmöglichkeit der Verwertung derselben oder sogar einer zunehmenden Masse des gesellschaftlichen Produktes bei dem Rückgang der gesellschaftlichen Nachfrage nach Konsumtionsmitteln scheint einen mathematischen Charakter zu haben. Es ist hier also keine soziale, von den Bedingungen dieser oder jener historischen Form der gesellschaftlichen Wirtschaft abhängende Unmöglichkeit, sondern eine solche, welche für jede Wirtschaftsform gleichmäßig gilt. So erscheint dieser Sachverhalt allen meinen Kritikern, die meine Theorie bestreiten, und so erscheint er auch Boudin, der von einer „absoluten Unmöglichkeit (infolge der relativen Verringerung der gesellschaftlichen Konsumtion. M. T.-B.) des Fortbestandes des kapitalistischen Systems im mechanisch-ökonomischen Sinne, wenn man den Prozeß bis zu seinen logischen Ergebnissen verfolgen dürfte“, spricht.

Eine solche Stellung der strittigen Frage gibt mir das Recht, die mathematische (oder mechanische, was in diesem Falle denselben Sinn hat) Möglichkeit der Ersetzung der Konsumtions- durch die Produktionsmittel, ohne Störung des Gleichgewichtes zwischen der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion, an einem Beispiel nachzuweisen, das einem anderen als kapitalistischen (aber allerdings nach meiner Terminologie antagonistischen) Wirtschaftssystem entnommen ist. Ich nehme das Beispiel eines Sklavenhalters, der eine bestimmte Zahl seiner Sklaven durch Pferde ersetzt. Das verringert die Masse der dem menschlichen Konsum dienenden Produkte, deren die entsprechende Sklavenwirtschaft bedarf — steigert aber zugleich die Masse der Produkte, die zum Futter der Pferde dienen. Heu und Hafer werden Roggen ersetzen — ohne jegliche Verringerung der gesamten Masse des Produktes, deren unsere Sklavenwirtschaft bedarf und die sie erzeugt. Dieses ganz fingierte Beispiel dient mir dazu, um in abstracto klar zu machen, daß der Rückgang des menschlichen Konsums gar nicht eo ipso den Rückgang der Nachfrage nach Produkten überhaupt bedeutet — das Pferd bedarf doch des Futters ebensowohl wie der Mensch seiner Nahrung, der Hafer ist doch ein wirtschaftliches Gut ebensowohl wie Roggen. Es ist also mathematisch wohl möglich, daß bei dem Gleichgewicht der gesellschaftlichen Nachfrage und Angebotes die Konsumtion eine immer kleinere Quote des gesellschaftlichen Produktes bildet.

Nun ist es höchst charakteristisch, was Boudin gegen mein Beispiel der Sklavenwirtschaft zu sagen hat. Zuerst wirft er mir vor, daß ich unhistorisch verfare. „Wir fordern unseren gelehrten Kritiker auf“, sagt er, „uns in der Geschichte der Sklaven haltenden Gesellschaft ein Beispiel davon zu geben, daß man dort so gehandelt habe.“ Als ob es sich um die Frage der realen Geschichte der Sklavenwirtschaft handle! Mein Beispiel gehört nicht zur Wirtschaftsgeschichte, sondern zur Wirtschaftstheorie. Mich interessiert in diesem Beispiel nicht die Handlungsweise des Sklavenherrn, sondern der mathematische Zusammenhang zwischen der Konsumtion und Produktion.

Dann stellt mir Boudin folgende listige Frage: Wovon hat der Sklavenherr die ihm nötigen Pferde erhalten? „Pferde müssen selbstverständlich erst

gekauft werden, und Tugan-Baranowsky unterließ es, soviel ersichtlich, den Sklavenherrn mit dem nötigen Fonds dazu zu versehen. . . . Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, Pferde zum Kaufen zu finden. Ehe man sie kaufen kann, müssen sie existieren. Die Pferde, welche die Sklaven ersetzen sollen, müssen vor diesem Tausche existiert haben. . . . Woher sollen also die fehlenden Pferde kommen? Es sei denn, daß sie einer anderen Gesellschaft entstammten.“

Dies scheint Boudin eine ganz unüberwindbare Schwierigkeit für meine ganze Theorie zu sein. Um Sklaven durch Pferde zu ersetzen, müssen Pferde schon da sein. Ich setze also stillschweigend eine andere Gesellschaft voraus, wovon mein Sklavenherr seine Pferde kauft. Ich spreche „vom Ersatz der Menschen durch Pferde, als wenn das die leichteste Sache von der Welt wäre. In Wirklichkeit aber würde es ein unlösbares Problem für den Sklavenherrn vorstellen“.

Ob dem so ist, werden wir sofort sehen. Ich werde natürlich nicht betrachten, welche praktische Schwierigkeiten dem Sklavenherrn in seiner Absicht, tüchtige Pferde einer guten Rasse zu erhalten, entgegenstehen — denn alle solche Fragen gehören nicht im mindesten zu der abstrakten ökonomischen Theorie, mit der ich hier beschäftigt bin. Aber auf welche Weise in abstracto das „unlösbare“ Problem zu lösen ist, ist bei weitem nicht so schwer, wie Boudin glaubt. Die Pferde können gewiß nicht gekauft sein ohne Voraussetzung einer anderen Gesellschaft, darin hat mein Kritiker recht. Aber er irrt sich gewaltig, wenn er denkt, daß anders als durch Vermittlung des Kaufes der Sklavenherr seine Pferde nicht erhalten kann. Er kann Pferdezucht treiben und darauf einen Teil seines Vermögens verwenden — und zugleich die Zucht seiner Sklaven verringern. Auf diese Weise wird nach und nach eine Art seiner Haustierte (Pferde) die andere Art (Sklaven) ersetzen ohne irgend eine Vermittlung des Kaufes. Es scheint Boudin unbegreiflich zu sein, wie überhaupt so etwas wie Naturalwirtschaft existieren mag. Es gibt aber sonderbarerweise ganze Hirtenvölker, welche unzählige Rinder- und Pferdeherden haben, ohne dieselben — wahrlich wunderbar! — je zu kaufen.

Was Boudin über meine Analyse des Zusammenhanges zwischen der Produktion und Konsumtion in der kapitalistischen Wirtschaft zu sagen hat, ist die Wiederholung dessen, was er an meinem Beispiel der Sklavenvirtschaft entdeckt hat — nämlich, daß ich eine andere als die von mir zu analysierende Gesellschaft stillschweigend voraussetze. Dies wird in bezug auf meine Schemata der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals ebenso glänzend und genau auf dieselbe Weise bewiesen wie in bezug auf mein Beispiel der Ersetzung der Sklaven durch Pferde.

Um die Möglichkeit des Gleichgewichtes zwischen der gesellschaftlichen Nachfrage und dem gesellschaftlichen Angebot bei der Zunahme der gesellschaftlichen Produktion und Abnahme der gesellschaftlichen Konsumtion zu beweisen, gehe ich in meinen Schemata von der Voraussetzung aus, daß das Kapital akkumuliert wird bei dem gleichzeitigen Sinken der Arbeitslöhne und bei gleichbleibendem unproduktiven Konsum der Kapitalisten. In meinen Schemata ist zu sehen, wie das gesellschaftliche Produkt stetig zunimmt (Hand in Hand mit der Vermehrung der Zahl der in der Produktion beschäftigten Arbeiter) und die gesellschaftliche Konsumtion stetig abnimmt — und trotzdem ist kein überschüssiges Produkt da: die vermehrte Produktion des folgenden Jahres verschlingt immer restlos das vermehrte Produkt des vorigen Jahres.

Gegen meine Schemata macht Boudin folgende Einwendungen. Erstens: „Woher kommen diese neuen, überzähligen Arbeiter die ganze Zeit über? Selbst wenn wir, wie Tugan-Baranowsky, stillschweigend die Existenz anderer Gesellschaften oder Welten annehmen wollten, mit denen die von ihm beschriebenen Gesellschaften in Zeiten des Bedarfs rechnen könnten, so wäre es immer unwahrscheinlich, daß selbst Arbeiter aus einer anderen Welt als der unseren von fortwährend jäh herabsinkenden Löhnen angezogen werden sollten, so daß sie ihr bisheriges Heim, wo es auch immer liegen mag, verlassen.“

Die Schwierigkeit ist eben dieselbe, die es Boudin unbegreiflich machte, wie neue Pferde ohne Kauf zu haben sind. Die Arbeiterklasse vermehrt sich, und überzählige Arbeiter brauchen gar nicht aus anderen Welten herangezogen zu werden. Was das Sinken der Arbeitslöhne betrifft, so kann die Volksvermehrung auch bei sinkenden Löhnen stattfinden — die Volksvermehrung war in England nie so stark als in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts trotz der Verelendung der Volksmassen. Die Hauptsache ist aber die, daß die Frage der Bedingungen der Vermehrung der Arbeiterzahl nichts Gemeinsames hat mit dem durch meine Schemata zu lösenden Problem: es handelt sich in diesen Schemata darum, quantitative Zusammenhänge zwischen Nachfrage und Angebot, Produktion und Konsumtion der Gesellschaft zu finden, und es heißt keine Ahnung von der deduktiven Methode in der politischen Ökonomie haben, solche Fragen aufzuwerfen, wie es Boudin tut.

Weiter wirft Boudin mir vor, daß meine Schemata auf der Voraussetzung des Lohnrückganges beruhen. Indem ich diese Annahme machte, wollte ich den für die Marxsche Theorie günstigsten Fall untersuchen. Marx behauptet nämlich, daß die kapitalistische Wirtschaft früher oder später an der Unmöglichkeit zusammenbrechen muß, die immer rascher zunehmende Masse der Produkte der kapitalistischen Industrie bei der relativ stabilen gesellschaftlichen Konsumtion zu verwerten. Ist dem so, so muß das von Marx behauptete Resultat — der Zusammenbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems wegen der Unmöglichkeit der Verwertung des Kapitals — um so eher eintreten, je greller der Widerspruch zwischen der zunehmenden Produktion und der abnehmenden Konsumtion hervortritt. Um das Gegenteil zu beweisen, untersuche ich den für die Marxsche Theorie günstigsten Fall, das heißt den Fall, wo die Bildung des überschüssigen Produktes am ehesten zu erwarten ist: die Vermehrung der Produktion bei der gleichzeitigen absoluten Verringerung der Konsumtion. Ich bestreite nämlich keineswegs die Marxsche Behauptung, daß die kapitalistische Entwicklung zum relativen Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion führt. Aber ich bestreite sehr entschieden, daß dies unüberwindbare Schwierigkeiten für die Verwertung der Produkte der kapitalistischen Industrie erzeugt. Darum untersuche ich den fingierten Fall, wo diese Schwierigkeiten die größten sein müssen.

Boudin glaubt aber, daß mein Schema gar nicht den für die Marxsche Theorie günstigsten Fall, sondern gerade den ungünstigsten darstellt, und fügt in Kursiv hinzu: „Ein Schema wie das meinige kann überhaupt nur unter der Annahme aufgestellt werden, daß die Arbeitslöhne fortgesetzt beträchtlich reduziert und gleichzeitig fortgesetzt größere Arbeitermassen angestellt werden. Also gerade das Gegenteil von dem, was gegenwärtig, wie Tugan-Baranowsky selbst versichert, in der kapitalistischen Wirklichkeit geschieht... Es ist daher klar, daß es nicht in Ordnung war, den Fall als den für die Marxsche Lehre günstigsten

anzugeben, sondern daß er diese zugegebenermaßen der Wirklichkeit nicht entsprechende Schemata nur konstruierte, um wenigstens etwas, das wie ein Fall aussteht, präsentieren zu können."

Ich muß leider gestehen, daß ich jetzt ganz aufgehört habe, meinen Boudin zu verstehen. Was will er eigentlich sagen? Daß wenn keine Lohnreduktion angenommen wird, mein Schema nicht stichhaltig wird, daß wenn bei der Lohnreduktion kein überschüssiges Produkt da ist, ein solches zutage kommen muß bei der Steigerung der Löhne? Auch bin ich nicht imstande, den Grund der Entrüstung Boudins zu enträtseln, weil ich einige Annahmen meiner Schemata der Akkumulation des Kapitals in den „Theoretischen Grundlagen des Marxismus“ geändert habe im Vergleich mit denen in meinen „Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen“. Diese Änderungen sind nämlich in der Absicht gemacht, den für meine Behauptungen ungünstigsten Fall zu untersuchen, um so zu zeigen, daß wenn auch meine Theorie zu ihren letzten logischen Folgen fortgeführt wird, sie doch nicht aus dem Sattel zu heben ist. Womit Boudin unzufrieden ist, das bleibt mir ganz verborgen.

Ich weiß wohl, daß meine Theorie der Verwertung der Produkte der kapitalistischen Wirtschaft sonderbar erscheinen muß. Doch glaube ich, diese Theorie durch meine Schemata bewiesen zu haben. Kein Wunder, daß Boudin, nachdem er meine Schemata und ihre Beweiskraft so gut verstanden hat, gegen meine Theorie in toto nichts einzuwenden hat als folgende Redensarten, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren.

„In Tugan-Baranowskys Schemas läßt die Nachfrage nach verbrauchsfähigen Gütern nach. Das wirkt schon einige der bisher existierenden Maschinen außer Gebrauch, von den nachzuschaffenden ganz zu schweigen. Wer wird diese neuen Maschinen also kaufen? Tugan-Baranowsky sagt, die Kapitalisten... Aber seine Kapitalisten werden ihm sagen, daß er sich da in einem schmerzlichen Irrtum befindet: ihr Vieisenhaufen von Maschinen ist wertloser als der frühere kleinere Bestand, denn da der Konsum sich verringert hat, so werden zur Produktion der verkäuflichen Güter jetzt weniger Maschinen gebraucht als damals, und alles, was nutzlos ist, ist auch wertlos... Wie konnte Tugan-Baranowsky oder irgend ein anderer gesunder Mensch auf eine so verrückte Vorstellung über die Zwecke und die Verteilung der Produktion und der Konsumtion verfallen? Wir müssen den Leser wiederum auf die augenscheinliche Allgegenwart der stillschweigend angenommenen Existenz einer anderen Welt erinnern, in welche er wahrscheinlich seinen überflüssigen Maschinenpark zu schleudern beabsichtigt, wenn es niemand sieht. Natürlich würden diese Maschinen in jener anderen Welt zur Erzeugung konsumierbarer Güter verwendet werden... Aber das ist eine neue Geschichte, an die Tugan-Baranowsky sich nicht gern erinnern lassen will.“

So weit Boudin. Die Antwort auf alle seine Fragen hätte Boudin in demselben Schema finden können, das er so musterhaft mißverstanden hat. So ist in diesem Schema nachgewiesen, daß der Nachlaß der Nachfrage nach verbrauchsfähigen Gütern keine Maschinen außer Gebrauch wirft, da dieser Nachlaß mit der Steigerung der Nachfrage nach Produktionsmitteln zum Zwecke der Kapitalakkumulation Hand in Hand geht. Alle Maschinen werden im folgenden Jahre ohne Rest produktiv verbraucht. Das gilt für das erste Jahr ebensogut wie für das zweite, für das zweite ebensogut wie für das dritte, für das dritte ebensogut wie für das zehnte, da die Kapitalakkumulation nicht aufhört und

stetig vorwärts geht. Aus diesem Grunde brauchen meine Kapitalisten ihre Maschinen nicht in andere Welten zu schleudern, denn diese finden auch in dieser Welt genügende Beschäftigung. Und wie ein gesunder Mensch zu solchen Vorstellungen über Produktion und Konsumtion kommen kann, das ist auch zu erklärlich: ein gesunder Mensch kann nämlich die Tiefe der sozialen Erscheinungen zu erforschen trachten, anstatt an deren Oberfläche zu bleiben, und er kann so neue Sachen erblicken, welche Staunen bei dem auf der Oberfläche bleibenden erregen müssen.

Diese Frage — was werden die zusätzlichen Maschinen produzieren, falls die Nachfrage nach konsumierbaren Produkten nachläßt — erscheint nur deshalb so schwer zu beantworten, weil der Prozeß der Kapitalakkumulation nicht verstanden wird. Es war ein altes Dogma der klassischen Nationalökonomie, daß bei der Kapitalakkumulation das Kapital sich insgesamt in Arbeitslöhne auflöst, in Konsumtionsmittel verwandelt. Marx hat aber im zweiten Bande des „Kapital“ gezeigt, daß dies der Wirklichkeit gar nicht entspricht: nur ein Teil des sich akkumulierenden Kapitals erscheint als Arbeitslohn, der andere aber wird zu Produktionsmitteln. Also jede Kapitalakkumulation erzeugt eine Nachfrage doppelter Art: erstens nach Konsumtionsmitteln der Arbeiter, zweitens nach Produktionsmitteln. Es folgt daraus, daß die Verwandlung des Konsumtionsfonds der Kapitalisten in Kapital an und für sich einen Nachlaß der Nachfrage nach Konsumtionsmitteln bedeutet. Denn fungiert eine gewisse Wertsumme als Konsumtionsfonds der Kapitalisten, so verwandelt sie sich ohne Rest in Konsumtionsmittel, wird sie aber zu Kapital, so kann nur ein Teil dieser Summe zu Konsumtionsmitteln (der Arbeiter) werden, der andere muß sich in Produktionsmittel verwandeln. Jede Kapitalakkumulation ist also mit der relativen Steigerung der Nachfrage nach Produktionsmitteln und dem relativen Nachlaß der Nachfrage nach Konsumgegenständen gleichbedeutend. Je rascher das Tempo der Kapitalakkumulation, desto größer dieser relative Nachlaß der Nachfrage nach konsumierbaren Gütern. Bei einem gewissen Tempo der Kapitalakkumulation — wenn die Summen, die der gesellschaftlichen Konsumtion dienen, dieser entzogen werden, um die Kapitalakkumulation zu stärken (einen solchen Fall sehe ich in meinen Schemata voraus, nämlich eine Kapitalakkumulation bei einem Rückgang der Löhne und Gleichbleiben des Konsums der Kapitalisten, was ein sehr rasches Tempo der Kapitalakkumulation zur Folge hat) — wird dieser relative Nachlaß der Nachfrage nach Konsumgegenständen zum absoluten Nachlaß. Was produzieren aber in diesem Falle neue Maschinen? Immer neue und neue Maschinen und andere Produktionsmittel, die zur Kapitalakkumulation unentbehrlich sind. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß jede Produktion den Verbrauch anderer Produkte zur Voraussetzung hat, also die Nachfrage nach anderen Produkten erzeugt. Und vom Standpunkt des Kapitalisten ist es gleichgültig, was sie produzieren — Roggen, Gewebe für die Arbeiter oder Stahl und Kohle für die Maschinen. Es braucht nur eine Nachfrage nach den betreffenden Waren vorhanden zu sein — und bei der Voraussetzung einer stetig vorwärtsgelenden Kapitalakkumulation nimmt die Nachfrage nach Produktionsmitteln ebenso stetig zu. Dazu gesellt sich ein anderer Umstand: die Ersetzung der lebendigen Arbeit durch Produktionsmittel, die Verdrängung der Arbeiter durch Arbeit ersparende Maschinen. Aus diesem Grunde wird derjenige Teil des sich akkumulierenden Kapitals, der sich in Arbeitslöhne verwandelt, immer kleiner, und derjenige

immer größer, der aus Produktionsmitteln besteht. Gehen diese beiden Prozesse gleichzeitig vor sich — die Kapitalakkumulation und die Ersetzung der Arbeiter durch die Produktionsmittel aus technischen Gründen —, so kann man keine bestimmte Grenze für den Nachlaß der Nachfrage nach konsumierbaren Gütern bei der gleichzeitigen Zunahme der Nachfrage nach Produktionsmitteln, ohne irgend eine neue Schwierigkeit der Verwertung der erzeugten Produkte, anstellen, da keine Verringerung der gesellschaftlichen Nachfrage stattfindet, sondern nur eine Veränderung der Art der Nachfrage, der Art der Produkte, die der Markt verlangt: es werden nur Produktions-, statt Konsumtionsmittel verlangt. Das ist ein Paradoxon, aber nicht eines meiner Erfindung, sondern ein der kapitalistischen Wirtschaftsordnung objektiv zugrunde liegendes. Was aber die kapitalistischen Krisen betrifft, so wurzeln sie nicht in der Unfähigkeit des Kapitalismus, die immer zunehmende Masse der Produkte zu verwerten, sondern in der Schwierigkeit für den Kapitalismus, eine proportionelle Einteilung der gesellschaftlichen Produktion zu erreichen.

Damit kann ich vielleicht meine Antwort schließen. Noch einmal: ich weiß wohl, daß meine Grundsätze sonderbar, ja vom Standpunkt „des gesunden Menschenverstandes“ absurd erscheinen müssen; trotzdem sind sie wahr, und es genügt, sie zu verstehen, um sie als solche anzuerkennen. Das ist meine Überzeugung, und eine Kritik wie die Boudins kann meine Zuversicht nur festigen.

## Die Ansiedlung von Landarbeitern in Mecklenburg.

Von F. Starasson.

Wie das junkerliche Preußen, so führt auch Mecklenburg den Legitimationszwang für die ausländischen Wanderarbeiter ein. Werden sie „kontraktbrüchig“, so verfallen sie der Ausweisung, sind also allen Schikanen der Gutsherrn rechtlos, widerstandslos preisgegeben.

Die Zahl der ausländischen Landarbeiter ist in Mecklenburg-Schwerin außerordentlich groß; im letzten Jahre waren von den 26000 beschäftigten Schnittern nicht weniger als 60 Prozent Ausländer (Polen, Galizier usw.). Noch 1902 waren von den damals beschäftigten Schnittern erst 30 Prozent Ausländer. Neuerdings machen die „Ritter“ Propaganda dafür, Wolga-Deutsche als Landarbeiter nach Mecklenburg zu lotsen. Auf dem mecklenburgischen Landtag wies der Gutsherr v. Wöps-Katelbogen auf jene nach der nationalliberalen „Magdeburger Zeitung“ „zum Teil durch die Verhältnisse roh gewordenen und verwilderten“ Wolga-Deutschen hin, die, wie Wöps sagte, „in Rußland keine Nahrung mehr finden können“.

Mit der Einführung dieser ausländischen Arbeitskräfte verfolgen die Junker den Zweck, von dem Drucke der „Leutenot“ befreit zu werden. Gelänge ihnen das nicht, so müßten sie Zugeständnisse an die einheimischen Landarbeiter machen, und das duldet neben dem Geldbeutel der „Ritter“ deren absolutistisches Machtgefühl nicht. Dabei sind die Wünsche der einheimischen Landproletarier — leider! — doch so leicht zu befriedigen! Bei einer vor kurzem vorgenommenen Enquete der mecklenburgischen agrarischen Vereine antwortete zum Beispiel ein Gutsherr, ein ausreichendes Mittel zur Verhütung des Kontraktbruchs der Landarbeiter sei, wenn ihnen gegeben würde: